

En alti verschüpfti Tante [Fortsetzung]

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **11 (1921)**

Heft 51

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647076>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Perspektive auf einen glücklichen neuen Eheschluß nach erfolgter Scheidung von der unwürdigen ersten Frau enden lassen, das kann nur ein Stunper tun, der seiner Sache gewiß ist. Trabold ist es in diesem Falle. Er zeichnet wieder, wie im ersten Roman, warmblütiges Gegenwartsleben, das auch nicht an einem Endchen nach Literatur und Konstruktion riecht. Und wenn es doch möglich und wahr ist, daß eine herzlose und ehrgeizige Frau ihren Mann zu ihren egoistischen Zwecken mißbrauchen kann, daß ein tatendurstiger tüchtiger Mensch, wie Hurri Frik einer ist, zu spät erst merkt, daß er einer solchen Frau verfallen ist, und zu spät erst sieht, daß eine andere ihn versteht und ihn glücklich machen kann — warum sollte nicht die Scheidung und die Wiederverheiratung die richtige Lösung dieses Konfliktes sein? Man mag einen „Positivismus“, der so eng an das wirkliche Leben sich anschließt, als zu wenig künstlerisch, zu wenig literarisch empfinden. Wir können da nicht mitgehen. Uns packte das Drama, wie uns solche Fälle des wirklichen Lebens überhaupt ergreifen. Wir glauben, Trabolds positive Art, das Leben in der Dichtung zu korrigieren und gradlinig zu machen, wirkt befreiender als tausend Versuche unserer Pessimisten, es zu einer großen Tragödie umzudichten.

Zum Schluß noch einige biographische Notizen über den Dichter, damit der Leser weiß, von wem wir da lang und breit gesprochen haben. Rudolf Trabold ist am 26. Juli 1873 in Bern geboren. Seine Jugend verlebte er in unserer Stadt, fast sein ganzes übriges Leben aber im Ausland. In Genf und Paris studierte er Zahnheilkunde, in Straßburg bei Theodor Ziegler und Leitschuh Literatur- und Kunstgeschichte. Seinen Beruf als Zahnarzt übte er aus zuerst als Assistent in Frankreich, in der Schweiz, im Elsaß, in Oesterreich und Belgien; dann, 1903, etablierte er sich in Straßburg, von wo er sich kurz vor Kriegsausbruch nach Savoyen verpflanzte. Heute lebt und praktiziert er mit seinem Freunde im französischen Badeort Chambéry. Jedes Jahr verbringt er seine Ferien in seiner geliebten Schweiz, wo er dann seine Freunde aufsucht und ihnen sein Schweizerheimweh klagt. Sein neuestes Erzählbuch „Im Widerschein“, dem wir die hier kürzlich abgedruckte Novelle „Der Heilige und die Witwe“ entnommen, enthält viel Biographisches und sonst Bejammliches. Es sei mit den andern genannten Werken unsern Lesern im Hinblick auf die Feiertage warm empfohlen.

H. B.

Jakob Böhrt: Ein Rufer in der Wüste.

Roman. Leipzig-Zürich, Grethlein & Co. 1921.

Der Rufer in der Wüste ist Reinhart Stapfer, der Sohn eines Fabrikbesizers in einer großen Schweizerstadt, der sich mit gewaltiger Tatkraft emporgeschwungen, aber durch seine Energie sich viele Feinde geschaffen und durch seine Härte die eigene Familie unglücklich gemacht hat. Der drohende Zusammenbruch des Geschäfts infolge gewagter Spekulationen und das häusliche Elend bringen den ganz anders gearteten Sohn, der dem Vater die Jugend geopfert, zu dem Entschluß, der leidenden Menschheit zu helfen. Mit den herrschenden Kreisen entzweit, vom Proletariat, zu dem er hinuntergestiegen ist, mit Mißtrauen, ja zum Teil mit Feindseligkeit betrachtet, wird er doch nicht müde, sich der Armen und Hilflosen anzunehmen. Von seinen Gegnern meuchlings überfallen, stirbt er infolge schwerer Verletzungen auf dem großväterlichen Bauernhofe, nach dem er sich immer gesehnt hat.

Das 413 Seiten umfassende Werk ist ein Zeitroman im weitesten Sinne des Wortes. Nicht nur führt es uns eine Fülle von Begebenheiten vor, die organisch miteinander verbunden sind, sondern auch eine Menge Menschen von ausgeprägter Eigenart; alle Probleme, welche die Gegenwart bringen, alle Bestrebungen und Richtungen stellen ihre Vertreter. Wir finden den standesbewußten Patrizier, den fort-

schriftlichen Großindustriellen, Politiker und Kriegsobersten, den alten Bauern von altem Schrot und Korn, den emacrierten und den entwurzeltten Bauern, den deutschen Geschäftsmann, der in der Schweiz Stimmung für sein Vaterland machen will, den von einer Partei zur andern schwankenden Zeitungschreiber, den fanatischen Arbeiterführer, den russischen Revolutionsprediger und den frommen Saluziten; den Trumfenbold, der sein armes Kind mißhandelt, und den geehrten Proletarier, der aus Not und Verzweiflung sich und seine Familie mit Gas vergiftet, endlich den Neuerer, der sich das indische Ideal der Bescheidenheit, der Unbekümmertheit zu eigen gemacht, aber seine Tochter dadurch ins Unglück treibt.

Dann die Frauengeitalen: Die ahnenstolze Aristokratin, die Patrizierstochter, die im Sport ihre Befriedigung sucht, die duldbende Gattin, die vor der Härte des Mannes in den See flüchtet, und ihre Tochter, die sich darüber bis zum Wahnsinn härt, das unverdorrene, gemütvolle Landmädchen, die Proletarierin, die, von ihrem Geliebten verlassen, zur Dirne wird; die herzlose Vermieterin, die eine arme Familie auf die Gasse setzt — sie alle sind mit kräftigen Strichen gezeichnet.

Und was erleben wir nicht alles! Ein eidgenössisches Schützenfest, ein militärisches Manöver, den Kaiserempfang, den Kriegsausbruch, den Generalstreik — das alles in immer Beziehung zur Handlung des Romans und die Wendepunkte derselben bezeichnend. Und dabei welche Freude an der Natur; die auch als Erlöserin aus dem menschlichen Elend gepriesen wird; denn der Verfasser betrachtet die Stadt mit ihrer Industrie, ihrer Gewinn- und Genußsucht als die Quelle alles Übels. In der Rückkehr zur ländlichen Einfachheit sieht der Held des Romans die Genesung der kranken Menschheit, nicht in der materiellen Besserstellung, die heute zu sehr in den Vordergrund gestellt wird.

Die schöne, oft bilderreiche Sprache, die auch an philosophischen Stellen nie von dem Gedankens Blässe angekränkelt ist, verrät Vertiefung in die Natur und das Volkstum; darum ist der Roman auch so frisch und gesund. Die Einstellung des Verfassers zu den Fragen der Gegenwart zeigt eine Aeußerung des Helden der Erzählung am Schluß des Werkes:

„Alles Große entstand auf dem Boden eines Vaterlandes, aus einem Volkskörper, und nicht in der Verschwonnenheit irgend einer Zwischenstaatlichkeit.“ Reinhart erträumt sich ein Volk, das der Welt ein Menschheitsideal vorbildete sowie einst ein Freiheitsideal, und das als Keimzelle im großen Organismus aller wirkte.“ Dieses Ideal sieht er in der Güte und Menschenliebe, die er selbst in seiner Person verkörpert, ohne aber den ihm gebührenden Dank zu empfangen. Er wird als ein Schwärmer verspottet, aber seine Gedanken verdienen verwirklicht zu werden.

Jakob Böhrt's Buch „Ein Rufer in der Wüste“ ist sein umfangreichstes und gediegenstes Werk, aus der Zeit für die Zeit geschaffen und, wie Paul Siegfrieds „brennendes Herz“, ein Werk von echt schweizerischem Gepräge, das unser eigenes Wesen widerspiegelt. Wir wünschen dem ebenso unterhaltenden als gehaltvollen Roman recht viele Leser.

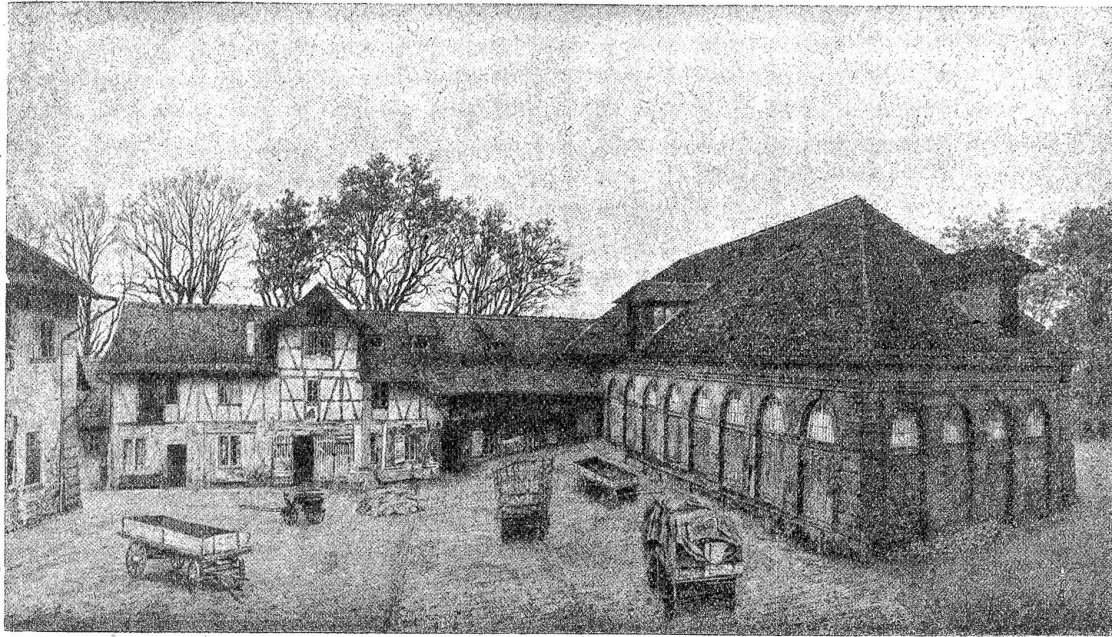
Dr. S. Stadelberger.

En alti verschüpfti Lante.

Erinnerunge vo-me-ne ehemalige Brunngräfler.

5

Unvergäbllich und i guetem Andänke ich und blibt üse guete-n-alte Papa Franz Choki, gewäzene Züghuus-buechhalter, e grundbrave Ma vo guldluteren Charakter; er ich i sim Huus Nr. 20 im erschte Sächtoä gwohnt. I geh ne no jike, wie-m-er albez mit sim schön agroufkte Meer-schuumpfich u d'm Sächtoä mit Affebeigriff d'Gaf uf träp-pelet ich gäge d's Büro zue im alte Züghuus. Si's vergätkerete Fänschter het gäge Züghuusgaf üse gluegt, wo me ne geng flüchig hinter sine Buecher het gseh arbeite.



Die alte Reitschule von Bern.

Mänge-n=alte Realschüler wird sich gwüß o no bsinne a ihre-n=ehemalige-n=Abwart Aschlina mit d'm Sammethäppi u d'r länge Tubakpfffe. I d'r frene Zyt het me ne gewöhnlich mit fir Frou uf em Bänkli vor em Schuelhaus gseh sitze. D'Frou het no ne-n=alti Rohhaarschpizhube treit und immer flöhig druf los glismet. Das alte Pärli het sech albez rächt nätt gmacht uf däm Bänkli, bsunders we d'r Ma de Pfffe mit Oldenkott oder Beder gichropfet u blauu Ringli i d'Luft blase het; eis schöner als d's andere. U zwüsche de Fänschter hei die alte Lütli Blueme gha, es isch e wahri Pracht gsi. D'Simse si überfüllt gsi mit de schönste Nägeli, Geranie, Bionli u Fuchsia, mi het wnt und breit nüt so gseh. We d'r Verschönerungsverein dazumal ärichtiert hätte, so würd d'r Realschuelabwart oh i Zwijfel geng d'r erscht Brys im Fänschter schmuck übercho ha.

Wär het zur sälbe Zyt d'r Noldi Rötli bürger, d'm Seifeschängeli si Ladechnächt nid kennt? Dä fesch Ma mit sim große Bart u Schnouz isch i d'r ganze Schtadt bekannt gsi, vo wäge er het die große Trumpekte vo d'r Grütkimusi blaase. Das Inschtrumant isch so vo gwalltiger Dimänjion gsi, daß me-n= Maa hätt chönne dryschooke. Das het scho ne Lunge bruucht, um dörrt dry z'blase, aber üse Noldi het's mit Liechtigkeit zwäg bracht zur Freud u Schtolz vo dr ganze Stadt.

Wo Zyt zu Zyt isch a d'r Brungasch es Röchli uf-gange u de het me gwüßt, daß d'r Schpezierer Binggeli im Hüfzwänggi oder d'r Lädlimüller z'unterfacht i d'r Loube Caffee röschtet. Wie me's het als Buebe, me luegt so Öppisem gärn zue, aber d'r Lädlimüller het das nie möge lyde. Er het üs immer furt giagt u we mer de nid gange si, so isch er de mit d'r Bütsche cho, aber wohl Mühl, de si mer de gschobe. Nüt het ne so gfuert, als we mer ihm im Verbngah hei a de Wedele zupft, aber mir hei wohl gwüßt, daß är üs mit sine dicke, schwäre Bei nie hätt nahe möge.

„D'Sax chumt, d'Sax chumt!“ es wird öppe-n=ander Wätter welle gä! — het's albez gheiß, we d'Zumpfer Bundeli mit em grüne Chrueg zum Brunne isch cho Wasser reiche. Das uheimelig Wäse het eim ganz a d's Froueli vom Lächhueschüsi us em Märli vom „Chlyne Düimlig“ erinnert. Us e re-n=alte Gapotte nach em ene Muschter vom vorletschte Jahrhundert het e längi schpizigi Nase-n=use=gluegt, Chopf, Blied und Rügge vor

abe gneigt, u de het sie beschändig vor sech ane brümelet und üfbigährt, daß me sech fesch gfrächt het.

Die alti Zumpfere isch Huseigetümere vom Nr. zwölfi gsi u het i d'r Gah als sehr rch gulte. Vor luter Gnz het sie albez d'Caffeebohne zellt und umgekehrt, isch se de mängisch d's Güegi acho, ganz Hampfele Guldschütli zum Fänschter uf z'hänggle, bis ihre du ändlich d'r Riegel z'grächtem g'schtedt worde-n=isch. Es isch nume schad, daß i nid besser zeichne cha, das gäb e Helgel!

Wo me ne Holzhauser, dä snerznt a d'r Brungasch gwohnt het, d'r Name isch mer nid bekannt, wird es lusch-tigs Schtüdtli erzellt. Er soll nämlich en überus guete Mage gha ha u sig de albez i Platelhäller a d'r Chramgasch äne ga z'Bieri näh. Sis Ordinäri sig gli:

e Maasch Wäse, e Zwöpfungder Brot u ne tolle Biß Chäs.

Nachdem er de die rchlechi Mahlzyt heig abegworgzet gha, sig er de ufsgichtande u zu de Sch'ammgesch' gseit: „So, guet Nacht ihr Herre, i wott iß ga z'Nachtässe, d'Frou het mer e gueti Schpäröschti parat.“

Im einzwänggi isch afangs de siebezger Jahr es Ehepaar gwohnt gäge d'Schütli, use, i me ne hälle, heimelige Logis mit Usicht uf en Altbärg. „Wüll!“ hei si gheiß, flöhig, tifigi Lüt; är isch Dienchtma gsi u sie Büürschschöndere u Modiste. Sie hei's rächt schtoff chönne mache, wie me seit, u zuedäm hei si nume-n=es Buebli gha, d'r Kari. Dä Buebel het d'Maggeroni für sis Läbe gärn gha, i gloube so gärn, daß er alli drü Mal im Tag guo hätti. Wo-n=ihm schtammt das schtadtbekannte Liedli: „Oh, die gueti Maggeroni,“ wo-n=ihm z'albisich jede Schtadtueb nahe gsunge het u me's sogar no iß hie u da ghört.

(Schluß folgt.)

„Händler und Helden.“

Das von Sombart als Argument für den Krieg geprägte Wort von den „Händlern und Helden“ kommt einem heute in neuer Variation in den Sinn, wenn man die beginnende Diskussion zwischen London und Paris über die Umwandlung der deutschen Verpflichtungen verfolgt; die Engländer sind dabei wiederum die Händler, den Ruhm des Helden nimmt in veränderter Form diesmal Frankreich auf sich. England ist entschlossen, „bei aller Rücksichtnahme auf die Interessen Frankreichs diesmal ganze Arbeit zu leisten“,